

Nr. 210. Bromberg, den 13. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

(Schluß.)

Er winkte fröhlich mit der Hand und eilte seinen Damen nach, die mit Herrn von Wlazeck schon vorausgegangen waren.

Am Bahnhof kam noch ein herzlicher Abschied vom Martl, der die Koffer hingefahren hatte.

Zuerst erhielt er ein Trinkgeld, und es fiel so aus, daß er zufrieden brummte und die Haube rückte.

Und dann sagte Schnaase:

„Sehen Se, verehrtester Herr Urbaier, das mit 'n Gepäck haben Se nu schon raus, daß man's bringt un holt. Mit der Zeit werden Se auch noch begreifen, daß man für schwarze Stiebel schwarze Wichse un für gelbe Stiebel gelbe Wichse nimmt, und wenn Se das erst richtig intus haben und von Ihrem Herrn Posthalter noch 'n Happen Liebenswürdigkeit abkriegen, denn werden Se 'n großartiger Hotelportier, und wenn der Posten bei Adlong frei wird, will ich Sie gerne empfehlen. Leben Se wohl und grüßen Se die andern Indianer!"

Martl zog die Oberlippe in die Höhe und sein Schnurrbart sträubte sich. Aber er fand keine rasche Antwort, und zum Überlegen ließ ihm der damische Hund keine Zeit, denn er stieg gleich ein.

Kurz bevor der Zug abfuhr, schlich der Kanzleirat heran, nahm seinen Koffer von Martl in Empfang und setzte sich abseits in den zweiten Wagen.

Ängstlich spähte er durchs Fenster, ob nicht doch noch der wütende Schlosser herbeieilte und auch von ihm Rechenschaft verlangte.

Er atmete auf, als sich der Zug in Bewegung setzte, und als sich Täler und Hügel zwischen ihn und die Stätte seiner Verfehlung legten.

Es war eben doch etwas anderes, einem Ministerialrat frivole Geschichten nachzuerzählen, als sie selbst zu erleben. Indessen Martl seinen Karren mißmutig heimschob und darüber nachdachte, was er den Berliner alles heißen hätte müssen, und indessen Herr von Wlazeck sich über die entsetzliche Leere klar wurde, die ihn angähnte und die einem Manne, der die Venus zum Leitstern erkoren hatte, so fühlbar sein mußte, indessen Stine mit umflorten Augen den Kirchturm, der so nahe bei einer gewissen Schlosserei stand, verschwinden, noch einmal auftauchen und wieder verschwinden sah, faßte Herr Schnaase das Gesamtergebnis zusammen.

„Und nu gib mal zu, Karline, eigentlich war's doch 'n Reinfall. Ich habe ja dir zuliebe geschwiegen, aber wenn ich an allens denke, dann frage ich mich, wie konnten wir auf das Schwindelinserat fliegen, und wie sind wir uns in diesem hinterbairischen Neste vorgekommen?"

„Du hast mir zuliebe noch nie geschwiegen," erwiderte Karoline. „Und wenn du schon nich imstande bist, den Zauber der Einsamkeit und des tiefen Friedens zu empfinden, so mußt du doch nich bei andern die gleiche Gefühllosigkeit suchen."

„Aber nu bist du doch gründlich entzaubert?" fragte Schnaase.

Da wandte sich Karoline von ihm ab und seufzte.

Denn schon auf der Fahrt nach Berlin war sie dabei, die Altaicher Tage zu einem entschwundenen Märchen zu gestalten und sich in Sehnsucht nach dem fernen Glücke einzuleben.

In der andern Ecke des Wagens saßen Horstmar und Mathilde Hobbe; Tildchen ihnen gegenüber.

Sie sahen zum Fenster hinaus.

Äcker, Wiesen, Wälder huschten vorüber. Braune Flächen, grüne Flächen, Bäume.

Hier hausten Menschen im trostlosen Einerlei, gingen hinterm Pfluge, trieben Tiere, gingen zum Essen, gingen zum Trinken, Tag um Tag, Woche um Woche. Einmal in ihrem Leben fiel Helligkeit in dieses Dunkel.

Ein hoher Geist war unter sie getreten, aber sie wußten es nicht. Sie ahnten es nicht.

Horstmar fuhr aus tiefem Sinnen auf.

„Hast du es?" fragte er ängstlich.

„Ja, Liebster," antwortete Mathilde und deutete auf die Ledertasche an ihrer Seite.

Und dann blickte sie mißbilligend auf das große, hübsche Mädchen, das an einem Fenster stand und unweiblich vor sich hin pfiff.

An was Henny dachte?

An Altaich oder an Berlin?

An stilwidrige Beinkleider oder an Breeches?

Oder an einen Bräutigam und an eine große Wohnung in Charlottenburg, die man modern möblieren konnte?

Übrigens war's sonderbar, daß der dritte doch nicht gekommen war, nicht mal zum Abschiednehmen.

Und der Zug rollte weiter.

*

In Altaich aber kamen nach einer Regenwoche stille Spätsommertage. Es lag wie Feierabend über den abgeräumten Feldern, und was geblüht und Früchte getragen hatte, schien sich behaglich auszuruhen.

Wer es recht verstand, für den war's eine schöne Zeit.

Und Konrad verstand es und gewann die Heimat von einem Tage zum andern lieber.

Daheim aber, wo sich's an den langen Abenden noch behaglicher saß, war ihm Michel ein guter Kamerad.

Der ging nach und nach aus sich heraus und erzählte bessere Geschichten als die vom Patrik Egean, der am Kaninchenbau dem George Downie eins über den Kopf gegeben hatte. Und erzählte Geschichten von drangvollen Tagen, in denen es sich so nebenher zeigte, was er für ein furchtloser deutscher Mann gewesen war.

Aber das gehörte nicht daher.

Er fühlte sich glücklich bei der Arbeit und lachte fröhlich, wenn zuweilen ein Bauer kam, der einen leibhaftigen Gschlafenhandler sehen wollte.

In der Post war es wie vor dem Gesumme der Fremdenzeit.

Laut und geschäftig am Schrannentag, schläfrig an den andern.

Alle Kurgäste und merkwürdigen Erscheinungen waren fortgezogen. Der Dichter Bünzli schied einen Tag nach der Familie Schnaase; er fuhr mit dem gleichen Zuge wie Mizzi Spera, die sich auf dem Bahnhofe recht kurz von der weinenden Hallbergerin verabschiedete.

Bünzli soll in Winterthur wieder Gerstenschleim und Bärenzucker verkaufen und als ehemals lüderlicher Dichter in einem anreizenden Rufe bei den Mädchen stehen. Herr von Wlazeck kehrte tief verwundet nach Salzburg zurück, wo er an Swoboda und Plachian immer unangenehmere Feststellungen zu machen hat.

Als letzter zog Herr Inspektor Dierl von Altaich ab. Auch als der einzige, der wiederkommen wollte. Der Blenninger Michel steht an guten und schlechten Tagen unterm Haustor mit den Händen in den Hosentaschen, und wenn ihm Natterer unterkommt, verfehlt er nie, zu fragen:

„Was is na g'wen mit dein Summafest?"

Und jedesmal gibt es dem rührigen Manne einen Stich und erinnert ihn an die schlimmste Enttäuschung seines Lebens.

Für die Hebung des Fremdenverkehrs wollte er nie mehr einen Finger rühren.

Was hatte ihm seine Mühe eingebracht?

Spott und Undank.

Und dazu den unausrottbaren Haß des Hausknechts Martl. Der vergaß es dem hundshäuternen Kramer nie, was er ihm hatte antun wollen, und er sah nie ohne Ingrimm die damische Mütze am Nagel hängen mit der Aufschrift: „Hotel Post". In ungetrübter Freundschaft aber lebte er mit Hansgirgl, der von Altaich nach Sassau und von Sassau nach Altaich fuhr und seinem Stutz zuweilen eins aufblies. Bald ein trauriges, bald ein lustiges Lied. Am liebsten einen Landlerischen:

„Zum Deandl bin i ganga
De ganze Wocha,
Am Samstag auf d' Nacht
Is ma d' Loata brocha.
Dudel-dudel-dudel-duduliäh
Dudel-dudel-duliäh!"

Und dann ereignete sich noch etwas Merkwürdiges.

Am Kirchweihmontag saß in Riedering draußen beim Wirt der Xaver einträchtig mit der Fanny beisammen.

Es ist was Spaßiges um ein Mädel und seinen ewigen Zorn. Aber es ist auch was Spaßiges um einen Piganier und seine ewige Treue.

— Ende. —

Die Briefmarken.

Skizze von Georg Wagener.

An einem unfreundlichen Augusttage lernte ich Klas Rickmers näher kennen. Ich saß so ziemlich allein auf der Mole des Nordseebades und sah melancholisch — kein Wunder bei dem Wetter — den Wellen zu, die ihren Gischt bis zu mir heraufspritzen wollten.

Da kam Klas Rickmers, die Hände in die Hosentaschen vergraben, angeschliddert und setzte sich ohne viel Umstände zu mir: „'N Tag auch." Anfangs schleppte sich die Unterhaltung ein wenig hin, denn keiner von uns beiden konnte sich zu der Überzeugung durchringen, daß die Besprechung der Wetteraussichten spannenden Unterhaltungsstoff bot.

Schließlich kam unser Gespräch ganz zum Stillstand, und Klas Rickmers suchte sich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen, daß er mit großem Geschick nach den Wellenköpfen spuckte. Ich hatte glücklicherweise einen Einfall: „Hören Sie mal, Herr Rickmers! Sie als alter Seebär sind in der Welt herum gekommen. Haben Sie keine Marken gesammelt?"

Im nächsten Augenblick glaubte ich, Klas Rickmers wollte aus seiner alten ehrlichen Haut fahren. „Marken!" fauchte er mich an. „Reden Sie mir nicht von Marken! Von denen habe ich die Nase gründlich voll." Der rasch gezückte letzte Glimmstengel aus meiner Zigarrentasche besänftigte ihn ein wenig. Er war so liebenswürdig, das Kraut anzustecken, paffte ein paar mal in den Wind hinaus und sagte dann mit einer Stimme, in der sein Ärger nur noch wie das schwächer werdende Donnerrollen eines abziehenden Gewitters zum Ausdruck kam: „Briefmarken! Mit den Dingern habe ich einmal ein ganz fatales Erlebnis gehabt.

Ich war damals Bootsmann auf der „Irene Kemmerich". Nun behauptet ihr Binnenländer immer, wir Seeleute hätten in jedem Hafen ein Mädchen sitzen. Das wäre ja sehr nett. Wenn einer ein paar Wochen hintereinander auf einem Kasten gesessen hat, ohne eine Schürze zu sehen, dann kann er ein wenig Liebe schon brauchen. Kurz und gut, die Geschichte mit den vielen Mädchen stimmt nicht, und ich hatte nur eines. Das saß in Hamburg und hatte mir versprochen, auf mich zu warten: „Klas, du bist der einzige!"

Was meinen Sie, was so ein Wort bei uns alles ausrichten kann! Da hält unsereiner den Kopf ganz anders hoch, wenn er draußen ist. Da kümmert er sich nicht um all das Weiberzeug, das in den Hafenstädten Jagd auf uns macht — machte ist vielleicht besser gesagt, denn jetzt bin ich alter Kerl schon längst abgetakelt. In der Südsee draußen dachte ich nur an das Mädel, an die Emmy, denn über kurz oder lang wollten wir in Hamburg zusammen aufs Standesamt gehen.

Eines Tages lagen wir nun vor Apia. Ein paar Kabellängen vor uns ankerte der „Martinus von Ohlehusen" aus Bremen. Wir von der „Irene Kemmerich" gingen abends in eine Kneipe. Da saßen schon ein paar Bremenser, und einer war darunter, der spendierte eine Runde nach der anderen. Natürlich wollten wir wissen, was da los war.

Der Bremenser hatte schon etwas schief geladen: „Was los ist? Heiraten wollen wir. Eine feine Hamburger Deern, Emmy heißt sie, und wenn wir erst an St. Paulis Landungsbrücken liegen, geht's gleich mit ihr zum Standesamt. Heut' abend ist Vorfeier." Wir mußten mittrinken.

Dann zog der Bremenser auf einmal ein Bild aus der Tasche, hielt mir's unter die Nase und sagte: „Gefällt sie dir?"

Eigentlich hätte ich sagen müssen: „Ja, großartig!" Denn das Mädel da auf dem Bild war meine Emmy!

Wissen Sie, in so einem Augenblick geht alle Höflichkeit zum Teufel. „Mann", schrie ich, „wie kommst du zu meiner Braut?" Der Bremenser hatte schon einen schweren Kopf und war zu faul zum Wütendwerden. „Du bist ja besoffen!" sagte er ganz gemütlich und wollte das Bild wieder einstecken. — „Halt!" brüllte ich aber und zog die Photographie aus der Tasche, die Emmy mir beim letzten Abschied mitgegeben hatte. „Da, guck dir an, was darunter steht: Ihrem einzigen Klas deine dich treu liebende Braut Emmy. Gibst du jetzt zu, daß du gelogen hast, du . . . du . . ."

„Ne", sagte der andere ganz gemütlich. „Ne, denn bei mir steht noch was viel Schöneres drunter: Ihrem einzig allerliebsten Hein deine dir ewig treue Braut Emmy. Also schmeiß dein Bild weg, mein Junge, und such dir 'ne andere Braut!"

Na, hätten Sie sich so etwas gefallen lassen? Ich nicht. Also flogen die Gläser auf einmal vom Tisch herunter, und dazwischen lagen wir beide, Hein aus Bremen und ich.

Einen von uns hätten sie sicher wegen Mord und Totschlag eingesperrt, wenn nicht auf einmal alle Sirenen im Hafen einen greulichen Lärm gemacht haben würden. Da mußte irgendetwas geschehen sein. Wir beide ließen einander los und rannten aus der Kneipe. Und dann kam die Bescherung, der Taifun.

Wenn ich Ihnen nun erzählen wollte, was in dieser blöden Nacht alles los war, würde ich heute nicht mehr fertig werden. Also: am anderen Morgen war von der Stadt und von den Schiffen nicht mehr viel da. Unsere „Irene Kemmerich" hatte nicht mehr aus dem Hafen kommen können und lag nun auf dem Strand. Nur der Bremenser war heil geblieben. Der Postmeister hatte sein Postamt auf den Kopf geweht bekommen, was ihm persönlich weiter nichts schadete, weil sein dicker Schädel allerhand vertragen konnte. Doch bei der Gelegenheit waren ihm fast alle Briefmarken weggeweht oder aufgeweicht worden. Nun hockte er neben den Trümmern, hielt in der einen Hand eine Schere, in der anderen einen Bogen heilgebliebener Fünfpfennigmarken und machte durch einen Schnitt aus jeder einzelnen zwei, damit der Vorrat reichte. Irgendwo hatte er einen

Stempel aufgefischt, und mit dem Hieb seine Frau den Überdruck auf die halben Marken.

Da fiel mir zum erstenmal wieder die Emmy ein. Ich kam mir selbst vor wie so eine Marke, der jemand mitten durchs Herz geschnitten hatte. „Klas", sagte ich mir, „jetzt weißt du, wie du es machen mußt. Du schickst diesem Luder, der Emmy, das Bild zurück und klebst ein paar von den halbierten Marken darauf. Das heißt dann sein gesprochen: Alles ist aus zwischen uns, zerschnitten!"

Das habe ich denn auch getan, und mit den zwanzig Pfennig, die ich auf den Brief kleben mußte, wäre für mich die ganze Geschichte erledigt gewesen, wenn ich nicht vor einem Jahr den Bremenser getroffen hätte. Der erkannte mich gleich: „Mann, ich muß dir noch vielmals danken. Uns beiden, der Emmy und mir, ging's schlecht voriges Jahr. Keine Arbeit, kein Geld. Da sieht ein Bekannter zufällig deinen Abschiedsbrief mit den zerschnittenen Marken, packt ihn, läuft zum nächsten Händler und bringt uns dreitausend Mark dafür!" Soll da nicht einer aus der Haut fahren?"

„Pech", sagte ich, „Herr Rickmers, doch mancher würde gern dreitausend Mark geben, wenn er ledig geblieben wäre wie Sie."

Entstehung, Entwicklung und Störungen der Kindersprache.

Von Professor Dr. **Gerhard Budde**-Hannover.

Über die **Entstehung** der kindlichen Sprache gehen die Meinungen auseinander. Vor allem stehen sich in dieser Frage zwei Grundanschauungen gegenüber, von denen man die eine als „Nativismus" und die andere als „Empirismus" bezeichnet. Nach der Lehre des Nativismus spielt bei der Erwerbung der Sprache die eigene Erfindungskraft des Kindes eine bedeutsame Rolle; nach ihr entspringt vieles, was das Kind sagt, einer völlig freien, schöpferischen Tätigkeit. Von einer solchen eigenen schöpferischen Tätigkeit des Kindes bei der Spracherwerbung will der Empirismus dagegen nichts wissen. Nach seiner Lehre lernt vielmehr das Kind alles, was es spricht, von der Umgebung; er glaubt, daß die kindliche Sprache allein durch Nachahmung dessen entsteht, was das Kind von dieser Umgebung hört. — Neben diesen beiden sich schroff gegenüberstehenden Richtungen hat sich dann später noch eine dritte herausgebildet, die zwischen jenen zu vermitteln sucht; sie lehrt: „Gewiß spielt eine ursprüngliche, unwillkürliche, instinktiv vererbte Tätigkeit (Sprachtrieb) bei der Entstehung der kindlichen Sprache eine Rolle, denn ohne diese Tätigkeit könnte eine Nachahmung gar nicht entstehen; allein fast alles, was das Kind inhaltlich an Sprachäußerungen vorbringt, ist doch durch Nachahmung bedingt. Bei dieser spielt die Spontaneität insofern doch wieder eine Rolle, als ja nicht wahllos alles nachgeahmt wird, vielmehr eine Auswahl stattfindet.

Was nun die **Entwicklung** der Kindersprache angeht, so pflegt man bei ihr rein äußerlich die drei Stufen des Schreiens, Lallens und des eigentlichen Sprechens zu unterscheiden. Das neugeborene Kind kennt nur das Schreien; erst nach mehreren Monaten gesellt sich dazu das Lallen, bei dem man erst etwa im siebenten oder achten Monat bemerkt, daß Gehörtes, wenn auch noch in sehr unvollkommener Weise, nachgeahmt wird. Das wirkliche Nachsprechen einfacher Wörter wie Dada, Papa, Mama usw. beginnt nach etwa neun Monaten, aber es fehlt dabei noch das Verständnis für den Sinn des Nachgesprochenen. Man vermißt noch jede Verbindung zwischen dem Wort und dem Vorstellungsinhalt. Das Verstehen gesprochener Wörter setzt wieder erst einige Monate später ein. „Am Ende des ersten Lebensjahres unterscheidet das Kind seine Wahrnehmungen schon ganz leidlich, ahmt ziemlich richtig nach, hat einige Übung im Hervorbringen von Lauten. Es versteht bereits manches und fängt nunmehr an, dieses Verständnis durch sprachliche und andere Ausdrucksbewegungen darzutun. Sachvorstellung und Wortvorstellung sind nunmehr verknüpft." Auf die Fragen: Wo ist Mama? Wo ist Ticktack? blickt jetzt das Kind lachend und mit anderen Zeichen des Interesses oder der Freude nach dem Genannten.

Zu dem Nachsprechen kommt dann bald das selbständige Sprechen hinzu; durch dieses gibt das Kind zunächst vorwiegend Wünsche und Begehrungen kund. Es bezeichnet mit seinen Worten nicht den Gegenstand, sondern einen Wunsch oder ein Gefühl, das dieser in ihm erweckt. „Tul" heißt nicht: Das ist der Stuhl, sondern: Ich will den Stuhl haben. Erst später meint es beim Sprechen den Gegenstand selbst; das ist z. B. der Fall, wenn es, wo es im Bilderbuch einen Hund sieht, sagt: Wau, wau. Etwa im Alter von 18 bis 24 Monaten fängt das Kind an zu fragen, und dieser Zeitpunkt bedeutet für seine Sprachentwicklung einen großen und bedeutsamen Fortschritt. Die meist zuerst auftretenden Fragen sind: Was ist das? Wo ist das? Bis zu zwei oder zweieinhalb Jahren nennt das Kind sich mit seinem Namen oder Kosenamen, wenn es von sich selbst spricht; es vermeidet bis dahin das Wort „Ich". Darauf schreitet es vom objektiv Gegenständlichen zur logisch-begrifflichen Stufe fort, auf der die Sprache zum Ausdruck des Denkens wird. Diese Entwicklung vollzieht sich meistens zwischen anderthalb und vier Jahren. Mit dem vierten bis fünften Jahre ist die sprachliche Entwicklung soweit gediehen, daß das Kind allen seinen Gefühlen und Gedanken einen entsprechenden und dem Erwachsenen verständlichen Ausdruck geben kann, und von da an geht seine Sprachentwicklung weiter in engem Zusammenhang mit seinem allgemeinen Fortschritt.

Bei dieser Entwicklung stellen sich zuweilen gewisse Störungen ein, die man als **Sprachfehler** der Kinder zu bezeichnen pflegt. Man unterscheidet dabei gewöhnlich vier Hauptsprachfehler, nämlich Stammeln, Stottern, Poltern und Hörstummheit.

Unter Stammeln versteht man jeden Fehler der Aussprache, unter Stottern die zeitweilig auftretende Unfähigkeit, ein Wort oder eine Silbe zu beginnen, unter Poltern das überhastete Sprechen und unter Hörstummheit das Ausbleiben des selbständigen Sprechens. Am leichtesten ist der Stammler zu heilen. Er bedarf nur eines einfachen Unterrichts im richtigen Sprechen. Langsam und deutlich spricht man ihm das Wort in der rechten Aussprache vor und veranlaßt ihn, öfter mit lauter Stimme zuerst langsam, dann allmählich mit normaler Sprachgeschwindigkeit das Gehörte nachzusprechen. Wenn das nicht ausreicht, empfiehlt es sich, daß man das Kind über die rechten Bewegungen des Sprechens belehrt.

Das Stottern der Kinder führt man darauf zurück, daß bei vielen und oft gerade intelligenten Kindern ein Mißverhältnis zwischen ihrer Lust zum Sprechen und ihrer Sprechgeschicklichkeit vorhanden ist, und ferner auch darauf, daß ein Mißverhältnis zwischen der Anzahl der verstandenen Wörter, die die Erwachsenen dem Kinde vorsprechen, und der von ihm gesprochenen Wörter besteht, wodurch eine ruhige und geordnete Aussprache ungünstig beeinflußt wird. Weil das Stottern sehr von der Gewohnheit abhängig, ist es in den ersten Anfängen leichter zu unterdrücken, als wenn es sich schon durch Gewöhnung eingewurzelt hat. Will man das Stottern wirksam bekämpfen, so muß man vor allem versuchen, die Schüchternheit des Stotterers zu beseitigen und sein Selbstvertrauen zu wecken. Als Mittel dafür empfiehlt sich die Einübung des richtigen Sprechens. Je mehr und je besser dem Kinde seine Sprechbewegungen gelingen, desto mehr wächst bei ihm auch das Vertrauen in seine Sprechkunst und sein Mut, sie zu betätigen.

Das Poltern, d. h. das überhastete Sprechen, ist meist ein Zeichen und eine Folge von Zerstreutheit und Zerfahrenheit. Es kommt deshalb bei dem kindlichen Poltern darauf an, ihre Aufmerksamkeit zu konzentrieren und der Hast Herr zu werden. Für sie ist das Vorsprechen, Einüben und der Zwang zu langsamer, silbenweiser, deutlicher Aussprache ein sehr günstig wirkendes Mittel.

Am schwierigsten ist die Behandlung der Hörstummheit, d. h. des jahrelangen Ausbleibens des selbständigen Sprechens bei durchaus normalem Sprachverständnis, weil ihr oft ein tieferer seelischer Mangel zugrunde liegt. Man findet sie aber auch bei sonst ganz normalen Kindern infolge scheuen Wesens und niederdrückender Gemütszustände. In diesem Falle ist sie bedingt durch die Scheu, das Sprechen zu versuchen.

Bei allen diesen Sprachfehlern kann einen Heilerfolg nur eine richtige Behandlung gewährleisten, die in einer aufmunternden Einwirkung auf das kindliche Gemütsleben bestehen muß.

Der Auszug nach Tibet.

Die Mönche vom St. Bernhard ziehen endgültig nach dem Himalaja.

Es werden viele Tausende gewesen sein, die aufgehorcht haben, als es bekannt wurde, daß die Mönche vom St. Bernhard nun endgültig nach Tibet ziehen. Viele Tausende, die schon Gäste der Mönche gewesen sind, werden eine unvergeßliche Erinnerung an diese echt christliche Gastfreundschaft zurückbehalten haben. Viele sind unter ihnen, die diese Gastfreundschaft noch ganz unentgeltlich genossen haben. Bis vor drei Jahren wurde oben auf dem St. Bernhard-Hospiz jedermann unentgeltlich aufgenommen und bekam um Gottes Lohn Obdach und Essen. Diese schöne Sitte mußte dann aufgegeben werden, wenigstens teilweise. Die vierzig Mönche und Brüder vermochten die Gästescharen, die nach dem Kriege in steigender Zahl das Hospiz aufsuchten, nicht mehr aus eigenen Kräften zu versorgen.

Früher einmal erhielt sich das Hospiz ganz aus milden Gaben. Vor drei Jahren, als der Gäste immer mehr und der Gaben immer weniger wurden, gingen die Brüder daran, ein kleines Hotel oben auf dem St. Bernhard zu errichten, wo man für ganz geringes Entgelt aufs beste verpflegt wurde.

Schon damals, vor drei und mehr Jahren, konnte man es von den Mönchen hören: „Es ist nicht mehr so wie früher. Es ist alles anders geworden. Wir sind hier eigentlich überflüssig". In jenen Zeiten, als es noch kein Telephon, keine zementierten Paßstraßen gab, haben die Mönche Tausenden, die sich in Nacht und Schnee verirrt hatten, das Leben gerettet. Die Mönche mit Hilfe ihrer wunderbaren Hunde. Solche „Rettungen" kamen in den letzten zwei Jahrzehnten immer seltener vor. Die Reisenden benutzten die Eisenbahn und fuhren durch den Gotthardtunnel. Keinem Menschen fiel es ein, zur Winterszeit über die verschneiten Paßwege zu gehen. Auf diese Weise verbrachten die Brüder auf dem St. Bernhard den Winter in völliger Einsamkeit. Sie hatten nichts mehr zu tun. Auch die Hunde nicht.

Die Idee, eine Niederlassung in Tibet zu begründen, soll vom Papste selbst ausgegangen sein. Wie man weiß, ist der gegenwärtige Papst ein eifriger und begeisterter Alpinist gewesen und hat für die berggewohnten Brüder auf dem St. Bernhard immer besonderes Wohlwollen gezeigt. Man findet seinen Namen auch im Gästebuch der Brüder eingetragen, als er noch Kardinal war.

Die Mönche vom St. Bernhard haben die Anregung des Papstes mit frommer Begeisterung aufgegriffen. Bereits im vorigen Jahre wurden zwei Padres nach Tibet entsandt, um Land und Verhältnisse zu untersuchen und tunlichst einen geeigneten Platz für die zukünftige Niederlassung ausfindig zu machen. Zu Anfang dieses Jahres ist dann ein Bericht dieser zwei Padres eingetroffen, die sehr sorgfältig und methodisch vorgegangen waren. Unter anderem hatten sie auch mit einigen lamaistischen Klöstern Fühlung genommen und sich des Wohlwollens derselben versichert. Wie man weiß, haben die römisch-katholische und die lamaistische Religion mancherlei Berührungspunkte, insbesondere weist der lamaistische Gottesdienst verblüffende Ähnlichkeit mit den Zeremonien der katholischen Messe auf. Darüber hat schon Sven Hedin berichtet.

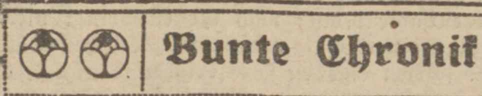
Über den Platz, wo das neue Hospiz errichtet werden soll, ist noch nichts Genaues bekannt. Die Mönche versichern lediglich, daß er auf der Paßhöhe einer uralten Karawanenstraße liegt. In diesem Jahre sind weitere vier Padres nach Tibet abgegangen, mit endgültigen Weisungen und ansehnlichen Mitteln versehen. Sie haben die Aufgabe, ungesäumt den Bau in Angriff zu nehmen und seine Ausführung zu überwachen. Es soll, soviel bis jetzt verlautbart worden ist, ein Hospiz ungefähr von der Größe des alten auf dem St. Bernhard werden, und hier auf den eisigen Höhen des Himalaja soll auch uneingeschränkt die alte Tradition der unbedingten Gastfreundschaft wieder aufgenommen werden. Arme und Bedürftige sollen ganz unentgeltlich verpflegt werden, für die anderen wird ein Gabenteller bereitstehen, in den jeder werfen kann, was ihm sein Gerechtigkeitssinn vorschreibt.

Die Mönche, die in zwei Jahren ihre endgültige Übersiedlung vornehmen wollen, werden nach Tibet ihre getreuesten Helfer und Kameraden mitnehmen: ihre Hunde. Wer kennt sie nicht, diese herrlichen Bernhardinerhunde, die so treu und klug sind. Ihr dichtes Fell befähigt sie, stundenlang bei größter Kälte im Freien herumzustreifen und nach verirrten Wanderern zu suchen. Dazu werden sie im Himalaja wieder genug Gelegenheit haben; denn dort ist der Mensch, der Wanderer und Pilger, ganz auf sich selbst angewiesen. Bis dorthin sind noch keinerlei technische Errungenschaften vorgedrungen, dort weiß man nichts von Eisenbahn und Flugzeug. Hunderttausende von Gebetmühlen klappern seit Jahrhunderten auf den Gipfeln und Pässen des Himalaja und beten um Schutz und Sicherheit, indes sie der ewige Wind antreibt.

Auf dem St. Bernhard soll nach wie vor die Mutterstation des Ordens bleiben. Von hier aus will man immer neue Brüder nach Tibet schicken, nachdem man sie ausgebildet und für ihren künftigen Beruf als Menschenretter vorbereitet hat. Die Tradition auf dem St. Bernhard hat in dieser Beziehung nie eine Unterbrechung erfahren. Wenn es auch in den letzten Jahrzehnten nur noch wenig Menschen zu retten gab: die Mönche suchten trotzdem, wie immer seit fast einem Jahrtausend, die Hänge und Wege im Umkreis von mehr als einer Meile um das Hospiz ab, sie trugen ihre Pechfackeln, sie ließen die alte Glocke des Hospizes weithin erklingen, und darein mengte sich das fröhliche Bellen der großen ,klugen Hunde.

Diese große Tradition der Menschenliebe wird nun in Tibet wieder aufleben. Europa hat scheinbar keinen Bedarf mehr daran.

W. E.




Bunte Chronik

* **Ein Mädchen weint Krokodilstränen.** Professor Bogoras von der Universität in Minsk führte in der Nervenklinik ein fünfzehnjähriges Mädchen vor, das eine ganz außergewöhnliche Krankheit hat, es weint nämlich Krokodilstränen. Die Erklärung der Krokodilstränen ist folgende: Ein Krokodil weint, wenn es sein Opfer verschlingt, d. h. während des Fressens. Der Prozeß des Essens ruft beim Krokodil einen Reflex hervor, die Bewegung der Kiefer wirkt auf die Tränendrüsen und das Krokodil muß daher während des Fressens weinen. Das Mädchen, das Professor Bogoras vorführte, ist ein medizinisches Wunder: es weint während des Essens. Bei dem Mädchen sind die Nerven der rechten Gesichtsseite gelähmt. Darum weint es während des Essens nur mit dem rechten Auge, während das linke Auge nur dann tränt, wenn das Mädchen Kummer oder Schmerzen hat, wobei das rechte Auge auf seelische Erregungen gar nicht reagiert.

*

* **Die Rückkehr des Schweigsamen.** Mancher Mann wird den ehemaligen Eisenbahner Watson um seine wenig neugierige Gattin beneiden. Und das mit Recht. Schon immer waren die beiden ein verträgliches und schweigsames Ehepaar gewesen. Freilich ist das schon lange her. Denn vor vierunddreißig Jahren verschwand Watson eines Tages aus der ehelichen Wohnung, um nichts mehr von sich hören zu lassen. Vor kurzem nun klopfte ein alter Mann an die Tür der alten Wohnung, sagte guten Tag, als Frau Watson ihm öffnete, und trat ohne viel Umstände zu machen ein: „Da bin ich wieder." Der Heimgekehrte benahm sich, als wäre er nur ein paar Stunden fortgewesen, und die Frau verhielt sich nicht anders. Erst später erklärte Watson ganz beiläufig, daß er sicher noch nicht heimgekommen wäre, hätte er nicht in Buffalo, wo er zuletzt lebte, von einem billigen Sonderzug nach Paterson erfahren: „Die Gelegenheit mußte ich doch ausnutzen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg